

Hans Albert

Soziologie und soziale Ordnung. René König und die soziologischen Traditionen*

Im Jahre 1950 hat René König als Nachfolger Leopold von Wieses den Kölner Lehrstuhl für Soziologie übernommen. Er hatte Mitte der 30er Jahre vergeblich versucht, sich in Deutschland für dieses Fach zu habilitieren, und mußte dann in die Schweiz gehen, wo er 1938 in Zürich habilitiert wurde. Wer in den 50er Jahren in Köln Soziologie studierte, lernte König als einen Vertreter einer reinen Soziologie kennen, einer Soziologie, die, wie er sagte, "nichts als Soziologie", das heißt positive Sozialwissenschaft sein sollte (König 1958: 7). Eine Soziologie dieser Art war für ihn vor allem im Werk Emile Durkheims verkörpert.

Man konnte damals feststellen, daß König ein äußerst kritisches Verhältnis zu bestimmten Vertretern der deutschen Tradition des soziologischen Denkens hatte, vor allem zu Hans Freyer und Helmut Schelsky, während er Max Horkheimer und Theodor W. Adorno zunächst wegen der von der Frankfurter Schule geleisteten empirischen Arbeit und der mit ihr verbundenen aufklärerischen Tendenzen als Verbündete einschätzte (Dahms 1994: 309-319). Schelsky hat am Ende dieses Jahrzehnts in einer Untersuchung zur Situation der deutschen Soziologie kritisch zu den Auffassungen Königs Stellung genommen (Schelsky 1959: 86ff. und passim). Er hat damals ausdrücklich vor Fehlentwicklungen gewarnt, zu denen die von König geforderte autonome Soziologie führen könne. Sein Buch, in dem er unter anderem sein Programm einer transzendentalen Theorie der Gesellschaft erläutert, liest sich teilweise wie eine Antwort auf das im Königschen Soziologie-Lexikon skizzierte Programm. Es gehört zum Hintergrund der Tübinger Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom Oktober 1961, auf der eigentlich die Auffassungsunterschiede diskutiert werden sollten, die in dieser Gesellschaft hervorgetreten waren. Um das zu erreichen, wäre es allerdings, wie Dahms richtig bemerkt hat, besser gewesen, Schelsky oder König als Kontrahenten Adornos einzuladen, oder noch besser beide. Das Referat Karl Poppers, das dann schließlich zum Positivismusstreit geführt hat, hatte keine Beziehung zur damaligen deutschen Konstellation.[1]

Die positive Soziologie, die König vertrat, sollte eine werturteilsfreie Wissenschaft sein, die sich mit sozialen Tatsachen befaßt und sie zu erklären sucht, analog zum Verfahren der Naturwissenschaften. Sie war scharf zu unterscheiden von philosophischen Theorien der Gesellschaft und von ideologischen Strömungen aller Art, natürlich auch vom Marxismus. Man lernte König damals aber auch als Vermittler der in den USA inzwischen entwickelten Methoden der empirischen Sozialforschung kennen, in der theoretisches Denken mit empirischen Untersuchungen tatsächlicher Zusammenhänge verbunden war. In methodologischer Hinsicht hat er Schelsky daher vor allem deshalb kritisiert, weil dessen Forschungen keinen theoretischen Hintergrund zu haben schienen (Dahms 1994: 317f.). In seinem Fischer-Lexikon "Soziologie" stellte König ganz allgemein fest, "daß sich die deutsche Soziologie heute teilweise in einem völlig hilflosen Empirismus bewegt, dem auf der anderen Seite ein totaler Mangel an Theorie gegenübersteht. Die üppig ins Kraut schießenden kulturkritischen, geschichts- und sozialphilosophischen Ansätze", so sagte er weiter, "wie auch mancherlei Versuche, zu einer Theorie der Gesellschaft zu gelangen, vermögen diesen aufdringlichen Mangel an soziologischer Theorie nicht auszugleichen" (König 1958: 13).

Daß René König sich in den 30er Jahren intensiv mit philosophischen Problemen befaßt hatte, und zwar gerade auch im Zusammenhang mit der Begründung einer an objektiver Erkenntnis interessierten reinen Soziologie, war uns damals nicht bekannt, und auch nicht, daß dabei die moralische Dimension des sozialwissenschaftlichen Denkens eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Ich selbst habe das erst vor kurzem entdeckt, als ich seine im Jahre 1975 veröffentlichte Habilitationsschrift las, eine Schrift, die 37 Jahre nach seiner Habilitation an der Universität Zürich zum ersten Mal als Buch erschienen war (König: 1975). In seinem Vorwort von 1974 "Warum ich dieses Buch schrieb" geht er unter anderem auf die deutsche Situation in den 30er Jahren ein, die es ihm unmöglich gemacht hatte, sich an einer deutschen Universität zu habilitieren, und die für ihn Anlaß war, in die Schweiz zu gehen.

Sein Buch enthält eine Auseinandersetzung mit der deutschen Tradition, die von ihm als historisch-existenzialistische Soziologie charakterisiert wird, und eine

Analyse der französischen Tradition, aus der Durkheim hervorgegangen ist. Diese wird der kritisierten deutschen Tradition als empfehlenswerte Alternative entgegengehalten. Nach Auffassung Königs wurde in dieser Tradition eine Art des soziologischen Denkens erreicht, die im Gegensatz zur deutschen Auffassung dem von ihm vertretenen Ideal entsprach, eine positive Soziologie im oben erwähnten Sinne. Einen zentralen Teil seiner Untersuchung bildet übrigens eine Auseinandersetzung mit dem Werk Martin Heideggers,[2] das exemplarisch zu sein schien für die Schwächen des deutschen Denkens, und zwar teilweise auf dem Hintergrund der rationalen und realistischen Philosophie Nicolai Hartmanns, die ja in diesen Jahren weitgehend vom existenzphilosophischen Denken beiseitegedrängt worden war.

Dieser Punkt ist für mich schon deshalb besonders interessant, weil ich selbst zu Beginn der 50er Jahre - bei der Ausarbeitung meiner Dissertation - noch unter anderem Heidegger benutzt hatte, um die reine Ökonomie neoklassischer Prägung, soweit sie mir damals zugänglich war, einer radikalen Kritik zu unterwerfen, in der nicht nur ihre Problemlösungen verworfen wurden, sondern darüber hinaus ihre Grundfragestellung als gänzlich verfehlt zurückgewiesen wurde. Hätte ich die Königsche Kritik damals gekannt, dann wäre ich vielleicht früher davon losgekommen, zumal ich auch auf Arbeiten von Nicolai Hartmann zurückgegriffen hatte.[3] Heute kann man feststellen, daß Heidegger und sein Schüler Gadamer international - in Frankreich und Italien, aber auch in den USA - einen höchst problematischen Einfluß auf das philosophische und teilweise auch auf das sozialwissenschaftliche Denken gewonnen haben. In deutschen Sprachbereich ist dieser Einfluß auch in den Auffassungen von Karl-Otto Apel und von Jürgen Habermas festzustellen, der schon im Positivismusstreit Gesichtspunkte geltend gemacht hatte, die der Gadammerschen Hermeneutik entstammten (Albert 1994).[4]

Wie dem auch sei, zurück zu König und seiner Analyse der deutschen und der französischen Tradition und zur Rolle der Moral in seiner Untersuchung. Meines Erachtens läßt sich hier, so merkwürdig das klingen mag, eine Brücke zum Denken Max Webers schlagen, der ja nicht zu vergessen ist, wenn von der deutschen Tradition des soziologischen Denkens gesprochen wird.[5] Die Webersche Soziologie unterscheidet sich zwar sicherlich in inhaltlicher und

methodischer Hinsicht - vor allem auch durch die stärkere Betonung der historischen Dimension - von der Durkheimschen, aber sie steht ihr dennoch sehr viel näher als die "historisch-existenzialistische Soziologie", die König in seiner Habilitationsschrift zu recht scharf kritisiert hatte.[6] Wie schon Parsons seinerzeit betont hat, hat sich Weber insofern in einer entscheidenden Hinsicht gegen Historismus und Marxismus entschieden und der "utilitaristischen" Tradition, "insbesondere der englischen ökonomischen Theorie" angeschlossen, als er in den Sozialwissenschaften Theorien "jenes logischen Typs" für notwendig hielt, wie sie in den Naturwissenschaften üblich waren (Parsons 1965: 52).[7] Da sein Erkenntnisprogramm in den 20er und 30er Jahren dieses Jahrhunderts im deutschen Sprachbereich nicht fortgeführt wurde, war die deutsche Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg bekanntlich auf Impulse in dieser Richtung angewiesen, die der amerikanischen Weberforschung entstammten. Die Vermittlung der Resultate dieser Forschung ist sicherlich auch ein Verdienst René Königs.

Worum es mir hier geht, ist die Webersche Lösung der sozialwissenschaftlichen Wertproblematik und sein vielfach mißverstandenes Wertfreiheitspostulat.[8] Wie immer diese Lösung bei Weber motiviert gewesen sein mag, sie scheint mir jedenfalls - unabhängig davon, wie man die Webersche "Grundfragestellung" charakterisieren und beurteilen möchte - im wesentlichen heute noch akzeptabel zu sein (Albert 1992). In positiver Hinsicht hat Weber bekanntlich auf die Rolle von Wertgesichtspunkten für die Formulierung sozialwissenschaftlicher Probleme hingewiesen, die natürlich völlig vereinbar ist mit der objektiven Behandlung solcher Probleme.

In dieser Beziehung können wir feststellen, daß sich das sowohl an Arbeiten aus der deutschen, als auch aus der französischen und der angelsächsischen Tradition des sozialwissenschaftlichen Denkens zeigen läßt, und zwar überraschenderweise mit Bezug auf eine bestimmte Problematik, die die Erkenntnisprogramme in den drei erwähnten Traditionen wesentlich mitbestimmt haben dürfte. Im Zusammenhang mit den Arbeiten Durkheims und seiner Vorläufer hat König darauf aufmerksam gemacht, daß die soziale Krise große Bedeutung für die Entstehung der Soziologie hatte. Mit dem Krisenproblem hänge aber die Problematik sozialer Ordnungen zusammen. Im Sinne der

Durkheim'sche Soziologie stellt König als Resultat seiner Untersuchung fest, daß sich als eigentlicher Gegenstand der Soziologie die Gruppe herausgeschält habe und daß "in der Gruppe als Organ der weltverändernden Praxis das Prinzip gefunden" worden sei, "aus dem allein die soziale Welt ihre Ordnung" erfahre. Die Soziologie erweise sich daher "als Versuch der Restitution der Ordnung in der krisenhaft aufgelösten modernen Gesellschaft" (König 1975: 272).[9]

Diese Formulierung scheint dieser Wissenschaft eine praktische Rolle zuzuweisen, die dem Weberschen Prinzip zu widersprechen scheint. Aber das ist natürlich keineswegs der Fall. Der normative Hintergrund der behandelten Problematik macht keineswegs die Einführung von Werturteilen in ihren Aussagenzusammenhang notwendig. Sie wären hier im Gegenteil völlig funktionslos. Zwar pflegt das Ordnungsproblem in philosophischen Untersuchungen meist unter normativen Gesichtspunkten diskutiert zu werden, als Problem einer in irgendeinem Sinne adäquaten - einer guten oder gerechten - Ordnung, also als ein moralisch-politisches Problem.[10] Es wird aber in den erwähnten sozialwissenschaftlichen Traditionen mehr oder weniger erfolgreich in theoretische Fragestellungen transformiert.[11] Vielfach ist dann nicht mehr von der sozialen Ordnung die Rede, sondern von den Ordnungen des sozialen Lebens. So spricht König in der oben erwähnten Einleitung davon, daß es in der Soziologie um die "wissenschaftlich-systematische Behandlung der allgemeinen Ordnungen des Gesellschaftslebens" geht, "ihrer Bewegungs- und Entwicklungsgesetze, ihrer Beziehungen zur natürlichen Umwelt, zur Kultur im allgemeinen und zu den Einzelgebieten des Lebens und schließlich zur sozial-kulturellen Person des Menschen" (König 1958: 7). Und Hennis hat als zentrales Thema Max Webers "die Persönlichkeit und die Lebensordnungen" charakterisiert (Hennis 1987: 59ff.). Die Ordnung tritt also auch hier im Plural auf.[12]

König hat in seiner Untersuchung der Grundlagen einer objektiven Soziologie zu zeigen versucht, daß hier ein enger Zusammenhang der positiven Wissenschaft mit der sozialen Praxis zu finden ist. Ein solcher Zusammenhang besteht offenbar auch in der angelsächsischen Tradition. Schon bei Hobbes ist eine auf die soziale Ordnung bezogene sozialtechnologische Fragestellung zu erkennen (Watkins 1973). Und in der schottischen Moralphilosophie spielt das Ordnungsproblem als theoretisches Problem von großer praktischer Bedeutung eine zentrale Rolle. Das

theoretische Hauptwerk von Adam Smith zum Beispiel (Smith: 1910) ist eine an gewissen auf die soziale Ordnung bezogenen Wertgesichtspunkten orientierte Untersuchung des sozialen Lebens, die sich keineswegs auf den "wirtschaftlichen Bereich" beschränkt, wie immer man ihn abgrenzen möchte. Die Herausbildung einer "reinen Ökonomie" hat später teilweise zu Einschränkungen der Fragestellung geführt, die zur Konsequenz hatten, daß der allgemeine Charakter der Ordnungsproblematik aus dem Blickfeld geriet, so daß sich eine Soziologie etablieren konnte, die bestrebt war, den dadurch verursachten Problemverlust zu kompensieren. Das hat Schelsky in seiner oben erwähnten Schrift durchaus richtig gesehen und als notwendiges Ergebnis einer Entwicklung der Ökonomie zu einer "Funktionswissenschaft der Planung und Lenkung" dargestellt (Schelsky 1959: 15f.). Aber die erwähnten Einschränkungen scheinen heute allmählich wieder zu verschwinden, so daß man vom "Imperialismus" des ökonomischen Denkens zu sprechen beginnt. Tatsächlich war dieser Imperialismus in der angelsächsischen Tradition seit dem 18. Jahrhundert programmatisch angelegt (Mises 1933; Meyer 1981).

Und schließlich ist dieser Zusammenhang mit der Ordnungsproblematik auch in der deutschen Tradition zu finden. Er findet sich in Verbindung mit dem Krisenproblem im Marxismus, der ja bekanntlich auf eine Verschmelzung von Elementen des deutschen Idealismus, der klassischen Ökonomie ricardianischer Prägung und des französischen Sozialismus zurückgeht. Und er findet sich, teilweise in Reaktion auf den Marxismus, bei Max Weber und anderen Vertretern der deutschen Sozialwissenschaften.

Wenn ich hier von theoretischen Traditionen spreche, dann möchte ich damit die Tatsache hervorheben, daß im sozialwissenschaftlichen Denken ebenso wie in den Naturwissenschaften eine gewisse Kontinuität der Erkenntnispraxis festgestellt werden kann, die dadurch gegeben ist, daß es vielfach bestimmte Grundideen und Grundfragestellungen gibt, die die Richtung der theoretischen Forschung auch über größere Zeiträume hinweg bestimmen. Heute ist oft von "Paradigmen" die Rede, aber dieser Begriff, den wir Thomas Kuhn verdanken, ist in seiner Konzeption mit Einschränkungen verbunden, die ihn für unsere Zwecke unbrauchbar machen. Ich spreche lieber von Erkenntnisprogrammen im Rahmen bestimmter Traditionen,[13] und es ist klar, daß solche Programme schon

insofern Wertgesichtspunkte enthalten, als sie bestimmte Problemstellungen und damit auch bestimmte Aspekte des realen Geschehens als relevant auszeichnen. Damit kann durchaus, wie Weber schon betont hat, auch eine praktische Bewertung verbunden sein, ohne daß man dann Werturteile in den Aussagenzusammenhang einführen müßte.

König hat nun, wie schon erwähnt, vor allem Wert auf die französische Tradition gelegt, mit der er besonders vertraut war, zunächst auf Durkheim und auf den Funktionalismus, der - aus verschiedenen Quellen gespeist - lange Zeit im amerikanischen Denken nach dem zweiten Weltkrieg dominant war und von dort dann auch nach Deutschland kam. Auch die durch Talcott Parsons versuchte Synthese der verschiedenen Traditionen des soziologischen Denkens war ja weitgehend durch das Erkenntnisprogramm dieser Tradition bestimmt und ist daher unter Gesichtspunkten in Frage gestellt worden, die der deutschen und der angelsächsischen Tradition entstammen (Dahrendorf 1967; Bohnen 1975; Vanberg 1975). Die systemtheoretischen Spekulationen der deutschen Nachkriegssoziologie sind weitgehend durch Parsons beeinflußt, auch was ihre methodologischen Schwächen angeht.

Damit komme ich noch einmal auf die angelsächsische Tradition des methodologischen Individualismus zurück,[14] die in der soziologischen Diskussion lange Zeit vernachlässigt wurde, weil man sie nur noch in ihrer spezifischen Einengung auf spezielle Probleme wahrnahm, die dem ökonomischen Denken zugeordnet wurden. In seinem im Jahre 1974 geschriebenen Vorwort zu seiner oben erwähnten Habilitationsschrift geht König unter anderem darauf ein, warum er sich im Gegensatz zu Talcott Parsons dazu entschlossen hatte, "die ganze Auseinandersetzung mit dem Utilitarismus fallenzulassen". Er weist hier darauf hin, daß eine der zentralen Einsichten Durkheims darin zu suchen sei, daß er die "nicht-kontraktuellen Elemente des Kontrakts" entdeckt habe. Daher sei diese Tradition in Frankreich spätestens seit Durkheim kein Problem mehr gewesen (König 1975: 12).

Man darf wohl heute feststellen, daß die auf diese Weise begründete Ausgrenzung der angelsächsischen Tradition, die auf die schottische Moralphilosophie des 18. Jahrhunderts zurückgeht, kaum noch so plausibel ist,

wie es König damals erschienen war. Der methodologische Individualismus dieser Tradition ist keineswegs an eine Version des Utilitarismus gebunden, die der Durkheimschen Kritik unterliegt. Es gab zwar immer wieder Hinweise darauf, daß es sich hier um ein allgemeines Erkenntnisprogramm für die Sozialwissenschaften handelt. Aber diese Hinweise wurden weder in der Nationalökonomie noch in der Soziologie ernst genommen. Das änderte sich erst, als sich innerhalb des ökonomischen Denkens ein neuer theoretischer Institutionalismus entwickelte und gleichzeitig die für dieses Denken charakteristischen Annahmen auf Problembereiche angewandt wurden, die bisher üblicherweise der Soziologie und der Politikwissenschaft zugeordnet zu werden pflegten. Nun zeigte sich, daß solche Abgrenzungen den behandelten Problemen nicht gerecht werden konnten (Vanberg 1994; Lindenberg 1990; Lindenberg/Frey 1993; Baurmann:1996).

Was König seinerzeit am deutschen soziologischen Denken kritisiert hat, waren die Komponenten der deutschen Tradition, die nach 1933 das Feld beherrschten. Sie hatten sich entwickeln können, weil das Werk Max Webers im deutschen Sprachbereich nicht in dem Maße prägend gewirkt hat, wie das etwa für das Werk Durkheims in Frankreich gilt. In den 30er Jahren war man hier vor allem eifrig bemüht, Max Weber in Richtung auf eine wertende Wissenschaft zu überwinden. Sein Werk war, wie wir wissen, ein Torso, ein, wie viele meinen, in seiner Grundintention weithin mißverständenes Werk, das schon aus diesem Grunde ungeeignet war, in der gleichen Weise traditionsbildend zu wirken wie die Arbeiten Emile Durkheims. Auch wer ihm, wie König, großen Respekt zollte, hatte wohl oft Schwierigkeiten, an ihn anzuknüpfen.

Immerhin bekannte sich König in seiner Habilitationsschrift ausdrücklich zur Max Weberschen Haltung, und zwar im Gegensatz zur Position der von ihm scharf kritisierten "historisch-existenzialistischen Soziologie". Der Weg des Fortschritts, so stellte er fest, liege nicht "in der Überwindung eines bodenlos gewordenen Denkens durch Lebens- und Existenzphilosophie, sondern in der Wiedereroberung der moralischen Tiefe des Rationalismus, der zunächst eine Haltung und erst in zweiter Linie Methode" sei." Diesen echten Rationalismus, wie ihn auch Max Weber verstand", so stellt er fest, "im Aufbau der Soziologie ins Werk zu setzen, soll Aufgabe der vorliegenden Untersuchung sein. Dies setzt aber voraus die

Destruktion der lebens-und existenzphilosophischen Position im Grunde" (König 1975: 82).[15]

Wenn man nun die heutige Situation der deutschen Soziologie mit der Situation in den 50er Jahren vergleicht, dann darf man wohl sagen, daß sich die deutsche Szene stark verändert hat, aber nicht ganz in der Weise, wie König es erwartet hatte. 1. Zwar hat sich die empirische Sozialforschung, die er wie kaum ein anderer gefördert hat, durchgesetzt, aber sie steht meist keineswegs in der engen Verbindung mit dem theoretischen Denken, die er sich wohl vorgestellt hat. 2. Die theoretische Spekulation hat sich teilweise in einer Weise verselbständigt, wie er es wohl kaum begrüßt hätte, und zwar gerade auch unter dem Einfluß der von ihm positiv eingeschätzten Parsonsschen Konzeption. 3. Darüber hinaus hat, wie ich schon erwähnt habe, gerade der Teil der deutschen philosophischen Tradition, der im Werk Martin Heideggers verkörpert ist, das sozialwissenschaftliche Denken - und zwar nicht nur im deutschen Sprachraum - in einer Weise beeinflußt, die uns vielleicht veranlassen sollte, seine damalige Kritik wieder zur Kenntnis zu nehmen. 4. Und schließlich dürfte gerade dasjenige Erkenntnisprogramm, das er wegen der Durkheimschen Kritik am Utilitarismus für soziologisch irrelevant hielt, in letzter Zeit das theoretische Denken in der Soziologie stärker vorangebracht haben, als er es für möglich gehalten hätte.

Literatur

Albert, Hans, 1972 (1954): Ökonomische Ideologie und politische Theorie. Das ökonomische Argument in der ordnungspolitische Debatte. Göttingen: Schwartz.

Albert, Hans, 1992: Die Wertfreiheitsproblematik und der normative Hintergrund der Wissenschaften. S. 82-100 in: Hans Lenk, Hans und Matthias Maring (Hg.), Wirtschaft und Ethik. Stuttgart: Reclam.

Albert, Hans, 1994: Kritik der reinen Hermeneutik. Der Antirealismus und das Problem des Verstehens. Tübingen: Mohr.

Baurmann, Michael, 1996: Der Markt der Tugend. Recht und Moral in der liberalen Gesellschaft. Tübingen: Mohr.

Bohnen, Alfred, 1975: Individualismus und Gesellschaftstheorie, Eine Betrachtung zu zwei rivalisierenden soziologischen Erkenntnisprogrammen. Tübingen: Mohr.

Dahms, Hans-Joachim, 1994: Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem kritischen Rationalismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Dahrendorf, Ralf, 1958 (1957): Pfade aus Utopia. Zu einer Neuorientierung der soziologischen Analyse. S. 242-262 in: Ralf Dahrendorf, Pfade aus Utopia. Arbeiten uir Theorie und Methode der Soziologie. München: Piper.

Hennis, Wilhelm, 1987: Max Webers Fragestellung. Tübigen: Mohr.

Homans, George C., 1968: Was ist Sozialwissenschaft? Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag.

König, René, 1958, (Hg.): Soziologie, Fischer-Lexikon. Frankfurt a. M.: Fischer Bücherei.

König, René, 1973: Sketches by a Cosmopolitan German Sociologist, International Social Science Journal XXV: 55-70.

König, René, 1975: Kritik der historisch-existenzialistischen Soziologie. Ein Beitrag zur Begründung einer objektiven Soziologie. München: Piper.

Lindenberg, Siegwart, 1990: The Emergence of a General Model of Man in the Social Sciences, Journal of Institutional and Theoretical Economics 146: 728-748.

Lindenberg, Siegwart, und Bruno S. Frey, 1993: Alternatives, Frames, and Relative Prices: A Broader View of Rational Choice Theory, Acta Sociologica 36: 191-205.

Meyer, Willi, 1981: Ludwig von Mises und das subjektivistische Erkenntnisprogramm, Wirtschaftspolitische Blätter 4: 35-50.

Mises, Ludwig von, 1933: Grundprobleme der Nationalökonomie. Jena: Gustav Fischer.

Parsons, Talcott, 1965: Wertgebundenheit und Objektivität in den Sozialwissenschaften. S. 39-64 in: Otto Stammer (Hg), Max Weber und die Soziologie heute. Tübingen: Mohr.

Schelsky, Helmut, 1959: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs.

Smith, Adam, 1910 (1776): An Inquiry into the Nature and the Causes of the Wealth of Nations. London: J.M.Dent & Sons LTD.

Sölter, Arpad A., 1996: Moderne und Kulturkritik. Jürgen Habermas und das Erbe der Kritischen Theorie. Bonn: Bouvier.

Vanberg, Viktor, 1975: Die zwei Soziologien. Individualismus und Kollektivismus in der Sozialtheorie. Tübingen: Mohr.

Vanberg, Viktor, 1994: Rules and Choice in Economics. London/New York: Routledge.

Watkins, John, 1973: Hobbes`s System of Ideas. A Study on the Political Significance of Philosophical Theories, 2. Aufl. London: Hutchinson University Library.

Weber, Max, 1951: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 2. Auflage. Tübingen: Mohr.

Weisser, Gerhard, 1934: Erkenntnistheoretische Grundfragen der praktischen Nationalökonomie. Stuttgart: Kohlhammer.

Weisser, Gerhard, 1951: Politik als System aus normativen Urteilen. Göttingen: Schwartz & Co.

Anmerkungen zu H. Albert,

Soziologie und soziale Ordnung

* Vortrag auf dem Symposium „Das Moralische in der Soziologie“, Werner-Reimers-Stiftung, vorgetragen am 4. Juli 1996.

[1] Dazu und zu den Mißverständnissen, die damit verbunden waren, vgl. Dahms (1994: 323ff. und passim).

[2] Das 5. Kapitel des Buches behandelt "Heideggers Fundamentalontologie als transzendentalen Gesamthorizont der bisherigen Untersuchung". Auch im späteren Text bezieht sich König immer wieder auf Heidegger. Damals erwies sich ihm, wie er in seinem Vorwort von 1974 feststellt, "von Deutschland aus gesehen die Auseinandersetzung mit der historisch-existenzialistischen Soziologie und mit der Existenzialontologie von Martin Heidegger von überragender Bedeutung. Schon damals faßte ich", so fährt er fort, "die rechts- und linksorientierten historischen Existenzialisten, also die Diltheyaner und die Marxisten zusammen, ein Vorgehen, das durch die Umstände bis heute gerechtfertigt wird" (a.a.O., S.12).

[3] In meiner Arbeit ging es also um eine Kritik an einer Disziplin, die vor allem aus der angelsächsischen Tradition des sozialwissenschaftlichen Denkens hervorgegangen ist, einer Tradition, die in der Königschen Untersuchung keine Rolle spielt. Meine damalige Kritik war keineswegs völlig unberechtigt. Der zweite Teil meiner Arbeit ist in verbesserter Version unter anderem Titel erschienen (Albert 1954).

[4] Im übrigen hat Habermas inzwischen - gewissermaßen "unter der Hand" - wesentliche Komponenten des kritischen Rationalismus übernommen, ohne daß diese Tatsache in der bisherigen Diskussion um seine Konzeption eine Rolle

gespielt hätte; vgl. Sölter (1996, S. 50ff. u.a.). Die internationale Debatte leidet in dieser Hinsicht seit langem daran, daß die meisten ihrer Teilnehmer aus sprachlichen Gründen den deutschen Hintergrund nicht kennen oder nicht daran interessiert sind, ihn kennen zu lernen.

[5] Vor allem in der Darstellung von Hennis scheint das Webersche Denken sich so stark von anderen sozialwissenschaftlichen Auffassungen zu unterscheiden, daß diese Beziehung zunächst unplausibel erscheinen mag, vgl. dazu (Hennis 1987). Die starke Verbindung dieses Denkens mit den von Karl Marx und Friedrich Nietzsche behandelten Problemen war natürlich früher schon bekannt, wie Hennis einräumt.

[6] Vgl. dazu das Referat Talcott Parsons' auf dem 15. Deutschen Soziologentag in Heidelberg im April 1964 (Parsons 1965), wo die Entwicklung des Weberschen Denkens in Auseinandersetzung mit den sozialwissenschaftlichen Traditionen skizziert wird, die nach Parsons "die Koordinaten des Weberschen Problems definierten", nämlich des Historismus, des Utilitarismus und des Marxismus.

[7] Diese These ist sicherlich nicht unbestritten, ganz abgesehen von der Frage, inwieweit Webers Programm von ihm selbst realisiert wurde, und der anderen Frage, inwieweit Parsons den logischen Charakter naturwissenschaftlicher Theorien richtig erfaßt hat. Die von ihm selbst entwickelte strukturell-funktionale Theorie ist in dieser Hinsicht wohl zu Recht kritisiert worden, vgl. Homans (1968), Bohnen (1975), Vanberg (1975).

[8] Die Behandlung des Weberschen Postulats durch Hennis scheint mir nicht nur knapp, sondern auch unzureichend zu sein, vgl. Hennis (1987: 45f. u.a.). Daß Weber sein Postulat keineswegs auf den Bereich der von Hennis erwähnten "praktischen" Wertungen beschränken wollte, geht meines Erachtens aus Passagen seiner Analysen hervor, die Hennis nicht beachtet hat, vgl. z.B. Weber (1951: 509f. u.a.).

[9] Der letzte Abschnitt seines Buches, der mit dieser Feststellung beginnt, verbindet Erwartungen mit dieser Wissenschaft, die heute wohl kaum noch so optimistisch formuliert würden, wie es König damals möglich erschien.

[10] Eine normative Behandlung der Ordnungsproblematik wurde damals auf der Basis des Nelsonschen Kantianismus von Gerhard Weisser ins Auge gefaßt, der im Jahre 1950 den Kölner Lehrstuhl für Sozialpolitik übernommen hatte (Weisser (1934, 1951). Weisser war damals einer der führenden Vertreter eines freiheitlichen Sozialismus. Er hatte persönlich gute Beziehungen zu König, aber in wissenschaftlicher Hinsicht gab es, soviel ich mich erinnere, keine Zusammenarbeit zwischen den beiden.

[11] Insoweit kann man davon sprechen, daß es hier um die "Rettung der Probleme" der "alten Moralwissenschaften" für eine moderne empirische Sozialwissenschaft, geht, wie sie Hennis als Zielsetzung Webers charakterisiert (1987: 54), aber diese Zielsetzung liegt eben nicht nur den Weberschen Bemühungen zugrunde, sondern auch den Untersuchungen Königs und anderer Soziologen. Und es ist sicher nicht falsch, auch schon die Arbeiten der schottischen Moralphilosophen in dieser Weise zu deuten.

[12] Wenn Hennis darauf hinweist, daß Webers "leitende Fragestellung" die Frage nach der "Entwicklung des Menschentums" unter dem Einfluß bestimmter "prägender Ordnungen und Mächte " sei (Hennis 1987: 66 u.a.) -, dann läßt sich natürlich auch diese spezielle Fragestellung, deren große Bedeutung unbestreitbar ist, in die erwähnte Königsche Problematik einordnen.

[13] König scheint die Existenz verschiedener Traditionen - oder "Schulen" - innerhalb des sozialwissenschaftlichen Denkens damals als ein Defizit aufgefaßt zu haben, mit dessen baldigem Verschwinden man rechnen könne (König 1958: 12). Kurze Zeit darauf begann der Positivismusstreit.

[14] Wenn man die Rolle der österreichischen Schule der Nationalökonomie und ihrer deutschen Vorläufer in Rechnung stellt, läuft natürlich die Bezeichnung "angelsächsische Tradition" auf eine Simplifizierung hinaus.

[15] Vgl. auch König (1973: 61), wo Weber als Gegengift gegen bestimmte Arten geisteswissenschaftlicher Analysen angeführt wird.